Erinnerungen an C. G. Jung

Die Einladung, etwas über meinen Vater zu schreiben, nehme ich nur zögernd an. Es fällt mir nicht leicht. Wie und was schreibt man über seinen Vater? Als Familie erlebten wir ihn nicht als den, den die Aussenwelt kannte, sondern eben als Vater. Über seine berufliche Tätigkeit haben andere geschrieben; ich erzähle deshalb nur einige Kindheitseindrücke.

Mein Vater war Arzt und als solcher spezialisiert auf Psychiatrie und Psychotherapie. Sein Beruf brachte es mit sich, dass das Arztgeheimnis über allem lag und dass dieses bis heute gewahrt bleiben muss. Wir wussten also nicht, wer ihn besuchte. Als Kinder kümmerte es uns wenig, womit sich Vater beschäftigte. Er war einfach an der Arbeit wie andere Familienväter auch, und dies in einem regelmässigen Acht-Stunden-Tag. Stündlich gingen Patienten ein und aus, wobei uns manche als seltsam auffielen. Seine Bücher schrieb Vater an den Wochenenden und in den Ferien. Abends rauchte er seine Pfeife, spielte mit Mutter Billard, las Krimis oder abwechslungsweise auch lateinische Wälzer. Damals war er noch unbekannt. Es war die Zeit des Ringens um Anerkennung der Psychotherapie überhaupt, und er stand mitten in den harten fachlichen Auseinandersetzungen jener Zeit. Sein diesbezüglicher Unmut war mitunter hörbar.

Ich habe erst mit 33 Jahren zum ersten Mal ein Buch meines Vaters gelesen. Das zeigt, in welchem Masse wir abgeschirmt waren gegen seine berufliche Tätigkeit oder wie gering die Rolle war, die sein Beruf in unserem Leben damals spielte. Dass Vater uns so wenig Einblick in seine Tätigkeit gab, hat wohl zwei Gründe: Der eine war, dass er uns nicht belasten wollte mit all dem Schweren und Kranken, das er zu sehen und zu hören bekam; der andere Grund lag darin, dass er selber – gerade wegen seines schwierigen Berufes – das Bedürfnis nach einem normalen Familienrahmen hatte.

So waren wir also eine ziemlich normale Familie mit fünf Kindern. Alles in allem ging es meist lebhaft und eher fröhlich her und zu. Es gab stets etwas zu lachen, mit und ohne Vater. Wir genossen grosse Freiheit in allen Dingen, mussten allerdings auch die Verantwortung für unser Tun übernehmen. Vater liess uns sozusagen wild aufwachsen nach dem Motto «Unkraut verdirbt nicht» und überliess unsere Erziehung zum grössten Teil den liebevollen Händen unserer Mutter. Beide Eltern verschonten uns weitgehend mit psychologischen Erziehungsmassnahmen (was ihnen gedankt sei!). Ich möchte übrigens betonen, dass wir eben nicht nur einen Vater hatten, sondern auch eine Mutter. Sie war es, die mit Geduld, Klugheit und Demut unser komplexes Hauswesen steuerte und es mit ihrem Feinsinn und ihrer Wärme beseelte. Neben unserem temperamentvollen Vater verkörperte sie die Wohlausgewogenheit. Sie war der ruhende Pol im Hause.

Alles, was wir als Kinder zuhause erlebten, erlebten wir mit beiden Eltern, nicht nur mit dem Vater. So etwa die Segelfahrten bei Tag und bei Nacht, die unvergleichlichen Ferientage am Obersee, die Mondscheinspaziergänge im finsteren Wald, die schweisstreibenden Pingpong-Turniere in der Veranda sowie das nicht minder leidenschaftliche Kartenspiel. Zu erwähnen wären auch viele fröhliche Tafelrunden mit und ohne Gäste, mit und ohne Wein und auch das Walzertanzen mit den drei

Schwestern inklusive das Donner und Doria, das es absetzte, wenn unser übermütiger Lärm zu vernehmlich in die stille Studierstube vordrang. Dann drückte Vater dreimal energisch die Klingel, und wir wussten: «Hoppla, jetzt häts gschället!» Für eine Weile kehrte Ruhe ein.
Es ist unmöglich, alles aufzuzählen, was eine Jugendzeit erfüllt. Lieber möchte ich noch ein kleines Stimmungsbild beifügen, das auf die besinnlicheren Momente in unserem Zuhause hinweist.

Vorfrühling am See

Die Vorfrühlingstage am Seeufer gehören zu meinen liebsten Kindheitserinnerungen. Das Licht schien heller, die Luft klarer, die Wasserfläche silberner, Schilf und Bäume durchsichtiger. Die Sonne fiel flach in die Landschaft ein.
Es waren die Tage, da meine Eltern mittags ihren «schwarzen Kaffee» zum ersten Mal nach langer Winterpause wieder im Garten einnahmen. Sicheres Zeichen, dass der Frühling gekommen war. Wir Kinder legten die juckenden Wollstrümpfe zur Seite, sie machten endlich wieder den Kniesocken Platz. Welche Wonne!
Im Gänsemarsch transportierten wir Kaffeekrug und Tassen, Zeitung und Tabaktopf zum See hinunter. Während Mutter sich gemütlich im Sessel niederliess, hielt es Vater nicht lange beim Kaffee aus. Bald setzte er sich auf die grossen Ufersteine am Wasser und wir Kinder mit ihm. Der Wasserstand war im Frühjahr erstaunlich niedrig, und wir benutzten die Gelegenheit, weiter in den See hinauszulaufen, als es sonst möglich war. Ein eigenartiges Gefühl; denn nun gab der trockene Seeboden seine sonst verborgenen Schätze preis.
Hunderterlei Dinge hatten die Wellen im Laufe des Winters angeschwemmt. War da Brauchbares oder gar Spannendes mit dabei? Wir suchten und sammelten, was wir an Verheissungsvollem finden konnten.
Da viel dürres Schilf am Ufer lag, ging es nicht lange, bis Vater ein Feuerchen zündete, nur so ein kleines, heimliches. Und natürlich trugen wir Kinder alles herbei, was brennen wollte: Halme, Schwemmholz, Zweige, Unrat – aus dem kleinen Feuer drohte ein grosses zu werden. Die Hitze nahm zu. Vorsicht, Kinder!
Auch wir Kinder schichteten kleine Häufchen auf. Vater zeigte uns, wie diese, schön locker aufgebaut, besser brannten. Da war auch der kitzlige Augenblick, da man es zum ersten Mal wagte, selber das Zündhölzlein zu zünden. Wird es gelingen, ohne sich die Finger zu verbrennen? Oder wird man das schadenfrohe Lachen des Bruders hören? Ja, ich habe es geschafft. Gebannt schaue ich, wie die kleinen Flammen emporzüngeln in wechselndem Farbenspiel. Leise beginnt es zu knistern und zu knacken; und bald steht der ganze Haufen in Flammen. Überdies erwachen unbemerkt rings um mich herum neue Flämmchen; sie kriechen wie Schlänglein den Halmen und Blättern entlang. Wir Kinder hüpfen wie Kobolde zwischen den Feuerchen hin und her, nähren oder zertreten sie, je nachdem. Gelegentlich kommt das Löschen zu spät. Das Feuer greift auf das stehende Schilf über, und hui! bläst der Wind die Flammen zu wildem Geprassel. Sie sind höher als wir selber. Jetzt gilt es zu löschen, und zwar sofort. Wildes Geschrei, jeder springt mit Eimer und Kannen zum Wasser, spritzt mit vollen Händen, schlägt auf das

Die Autorin (rechts) mit ihrer älteren Schwester Marianne und dem Hund Pescha im Garten vor dem Elternhaus, ca. 1918.

Feuer ein. Schliesslich legt sich der Spuk, die Gefahr ist gebannt. Vorwurfsvoll ruft die Mutter vom fernen Lehnstuhl aus: «Carl, was machst du denn auch?» Ja, was machte Carl? Auf jeden Fall seinen Kindern eine Freude, wenn auch eine reichlich riskante. Wir liebten das Zeuseln und haben dabei manch Nützliches gelernt: Rauch stört das Atmen, brennt in den Augen und hindert die Sicht. Grüne Zweige brennen schlecht. Teerpapier und Lappen stinken. Verschlossene Dosen explodieren. Kerzenstummel schmelzen. Eisen glüht. Brandblasen schmerzen. Zöpfe im Feuer versengen. Petroleum ist zu lassen. Feuer mit Wind ist gefährlich. Feuer braucht aber auch Pflege, wenn es brennen soll. Ein vergessenes Feuer erlischt. Aus der Spass!

Noch einmal wandern meine Gedanken zurück zu jenen fernen, lichten Tagen. Vorfrühling – wie schön ist er doch! Es waren auch die Tage, da Vater seine Dämme und Kanäle ins Uferkies baute. Still beobachtete er, wie das Wasser seine Flussläufe füllte, wie geheime Quellen rieselten, Staubecken entstanden. «Bereitet dem Kommenden Wege» las ich einmal. Was sah er kommen? Worüber sann er nach? Auch wir Kinder gruben uns unsere bescheidenen Flusswege, liessen Blätter und Schiffchen schwimmen auf den kleinen Binnenseen. Beschaulich und gleichzeitig aufschlussreich war diese kleine Welt.

Mitten in diese Landschaft der Wassersysteme baute Vater eine Burg aus Kieselsteinen und Teilen seines einstigen Bubenbaukastens. Von Jahr zu Jahr wurde sie höher. An dieser Burg durften wir Kinder nicht mitbauen, die gehörte ihm allein. Macht euch selber eine! Oft aber geschah es, dass Wind, Wetter und Wellen alle Bauwerke verschwinden liessen, bis ein nächster Vorfrühling Vater und Kinder von neuem ans Werk am sonnigen Ufer rief.

Vielleicht noch eine Erinnerung: Diesen geschützten Winkel am See nannten wir «Chrottewasser», weil dort noch Kröten, Frösche, Eidechsen und Feuersalamander lebten und auch die niedlichen Kaulquappen.

Oh du zartes Vorfrühlingslicht, du ferne Zeit, da alles erst begann, das Jahr und wir selber!

Fortsetzung nächste Seite!

Helene Hoerni-Jung

Erinnerungen an C.G. Jung (II)

Ein Gespräch

Die Bedeutung der Zahl

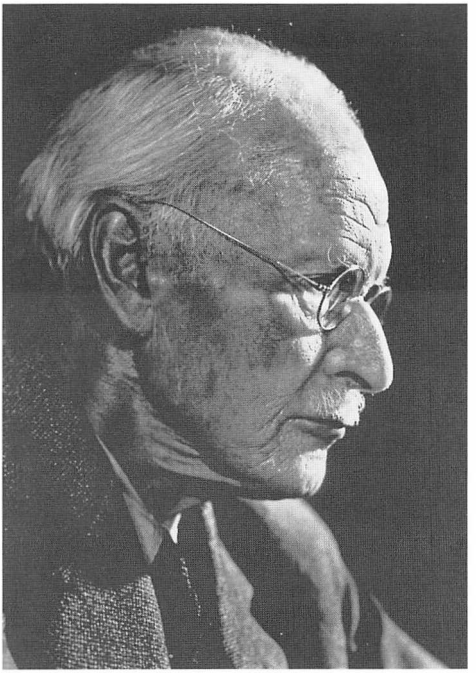
Für die Pythagoräer war die Zahl ein religiöses Erlebnis; sie hatten vor der Zahl eine grosse Ehrfurcht. In Form der sogenannten Tetraktys (1 + 2 + 3 + 4) war die Zahl ihr heiligster Eid, nach dem sie schworen.
C. G. Jung hat sich zeitlebens die Fähigkeit erhalten, sich zu wundern, und das ist sicher ein Grund, weshalb er auch so viel entdecken konnte. So erklärte er mir einmal seine Überlegung: Wenn man zählt, fügt man jedesmal zur vorhergehenden Zahl eine Einheit hinzu: 1, 1 + 1 = 2, 2 + 1 = 3, 3 + 1 = 4 usw. Und dann geschehen ganz unvorhergesehene, wunderliche Dinge, die in den Prämissen nicht vorgesehen waren: Es entsteht die Reihe der natürlichen Zahlen, es entstehen gerade und ungerade Zahlen, in Faktoren zerlegbare Zahlen und solche, die nicht zerlegbar sind, nämlich die Primzahlen 1, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29 etc. Mit anderen Worten: Die Zahlen entwickeln von selber Eigenschaften, mit welchen sie einfach so sind, nicht weiter reduzierbar.
Dies war für C. G. Jung eine erstaunliche Entdeckung. Aus wohl analogen Gründen liebte er Geschichten und Witze, die man «just so stories» nennt (Titel eines Buches von Rudyard Kipling), in denen die Menschen halt einfach so sind und handeln, wie sie sind, also «typisch» so und so. Im gleichen Verhalten der Zahlen im soeben angeführten Sinn vermutete bzw. sah C. G. Jung einen sogenannten *archetypischen Charakter.* Dies stützte seine These von der Bedingtheit des seelischen Verhaltens und Erlebens – analog zu den Instinkten – durch gewisse Prägungen bzw. Muster, die sich in bestimmten Bildern und Motiven symbolisieren. Dies könnte die Ähnlichkeit von Motiven zum Beispiel in den Märchen, in den Religionen auf der ganzen Weit erklären, und deshalb können wir Menschen überhaupt miteinander kommunizieren.
Heutzutage nehmen wir bei den Zahlen fast nur noch deren *quantitativen Aspekt* wahr. Er erweckt die Illusion, man könne die Zahlen einfach sozusagen als Instrumente benützen. Wir realisieren nicht (mehr), dass sie es sind, die uns bedingen und mit uns umgehen, sondern wir meinen, sie stünden uns einfach zur Verfügung. Dieser Mangel an religiöser Ehrfurcht wird negativ dadurch kompensiert, dass wir in geradezu zwangshafter Weise von ihnen fasziniert sind, besonders wenn sie in der harten bzw. weichen Ware des Computers verwirklicht werden. Marie-Louise von Franz hat den *qualitativen Aspekt* der Zahl in ihrem tiefschürfenden Buch «Zahl und Zeit» untersucht und wieder bewusst gemacht. Schon C. G. Jung hatte seinerzeit festgestellt, dass die Zahl 4 ein häufiges Symbol seelischer Ganzheit ist, und sie in Zusammenhang mit der Vierwertigkeit des Kohlenstoff-Atoms gebracht. In seinem Aufsatz über den «Geist Mercurius» bespricht Jung die vom heiligen Augustin geprägten Begriffe der *cognitio matutina* (Morgen-Erkenntnis) und der *cognitio vespertina (Abend-Erkenntnis).* Die *cognitio matutina* ist das erleuchtende

Erlebnis, die ursprüngliche Offenbarung in dem Augenblick, wo sie geschieht. Das kann einen Menschen individuell betreffen, bei gewissen Menschen, zum Beispiel bei einem Religionsstifter, zugleich eine entscheidende Bedeutung für einen Kulturkreis oder sogar für die ganze Menschheit haben. Später wird die Offenbarung rezipiert, imitiert, ritualisiert, dogmatisiert und dabei im Laufe der Zeit, der Jahrhunderte, immer mehr abgeschliffen, bis sie ihr Leben, das heisst ihren Charakter als psychische Energiequelle, verliert und nur noch als leere Formel zurückbleibt. Dies ist die *cognitio vespertina*.
So ist es mit den Zahlen gegangen. Allerdings ist dabei die mangelnde religiöse Haltung gegenüber der Zahl zum Zwang degeneriert, entsprechend der Erfahrung, dass das nicht berücksichtigte und beherzigte Symbol zum Symptom wird. Dies erklärt, warum die Zahl, insbesondere im Computer, aber auch in allen möglichen Organisationsformen, viele von uns in einer eigenartigen und gefährlichen Weise fasziniert, ohne dass wir wüssten, warum.

Die Beziehungen zum psychischen Zentrum und deren Perversion

Eine ähnliche Problematik wie bei der Zahl treffen wir bei gewissen Symbolen der seelischen Ganzheit, des *Selbst,* an. Ein solches Symbol ist das *Mandala,* eine tibetische Meditationsfigur. C. G. Jung beobachtete, wie gewisse seiner Patienten in Momenten, da sie Gefahr liefen, seelisch auseinanderzubrechen, geistig verwirrt zu werden, spontan eine zentralgeometrische Figur malten oder zeichneten, womit das Selbst, das heisst der Kern, die seelische Ganzheit, von der das Ich nur ein Teil ist, zum Ausdruck kommt. Diese Bemühung und dieses Geschehen helfen dem Menschen, wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Er fühlt sich als Teil eines übergeordneten und umfassenden Ganzen, welches ihn leiten kann, das für ihn aber auch eine Verantwortung bedeutet. Für solche Bilder übernahm Jung den Ausdruck *Mandala.* Ein besonderes Mandala wiederum ist die Aussage des heiligen Augustin: *Deus est circulus, cuius centrum est ubique, cuius peripheria vero nusquam:* «Gott ist ein Kreis, dessen Zentrum überall, dessen Umfang aber nirgends ist.»
Das Mandala als Erlebnis, das den ganzen Menschen ergreift, sammelt und bündelt sozusagen die divergierenden seelischen Tendenzen, die einen Menschen auseinanderzureissen drohen. Zwölf Jahre lang erzählte Jung niemandem etwas von dieser Entdeckung, um nachprüfen zu können, ob sich seine Annahme bestätigen würde. Dann publizierte er seine Beobachtung. Mandalas sind *Symbole des psychischen Zentrums,* das zugleich aber auch das Ich umfasst, in religiöser Sprache: Gottes in uns.
Solange dieses religiöse Erlebnis innerlich direkt oder indirekt projiziert auf Symbole, wie sie kollektive Religionen anbieten, ist die Sache in Ordnung, sofern ihr religiöse Ehrfurcht entgegengebracht wird. Wenn dies aber vergessen wird, dann pervertiert auch hier das Symbol zum Symptom, und es kommt zur Faszination und Obsession durch jede Art von zentralistischem Modell, sei es politisch, wirtschaftlich, sozial oder wissenschaftlich. Dann muss alles zentralistisch gelöst werden, zum Beispiel Europas Probleme von Brüssel aus. Von dort wird nach meinen Informationen versucht, den Österreichern vorzuschreiben, wann sie zu heuen

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch



Carl Gustav Jung, Ehrenbürger von Küsnacht (1875–1961).

haben. Ähnlich verhält es sich mit der zentralen Spitalplanung, dem Taktfahrplan, der «Harmonisierung», sprich: Nivellierung aller Schulsysteme und ihrer Programme (wo wiederum der Computer und das Englische als dessen ihm zudienende Sprache im Zentrum stehen), dem Einheitsromanischen und der Globalisierung, insofern sie die kleinen Gemeinschaften und das Individuum nicht achtet. Damit wird aber der Einzelne als Träger eines eigenen Zentrums entmutigt, womöglich atomisiert und manipuliert, seiner Würde, seiner ethischen Verantwortung und seiner Existenz beraubt. Dabei ist gerade der Polyzentrismus, etwa im föderalistischen Aufbau unseres Staates, der Reichtum einer Kultur. Eine menschliche Gemeinschaft hat nur Bestand, wenn ihre Verhaltensregeln den Einzelnen in seiner Würde und Verschiedenheit tolerieren und fördern. Nicht jedes Individuum ist einfach wegen seiner Einzigartigkeit *eo ipso* asozial. Wenn von einem unbesehen oder gar willkürlich ins Zentrum gerückten Prinzip aus gelenkt wird, drohen das sich überfahren fühlende Individuum sowie kleinere Gemeinschaften demoralisiert zu werden und sich dann auch nicht mehr für das Ganze verantwortlich zu fühlen. Leider sind diese Tendenzen überall am Werk und werden Warnungen allzu selbstverständlich in den Wind geschlagen.

Es ist eines der grössten Verdienste von C. G. Jung, dem einzelnen Menschen die Möglichkeit gegeben zu haben, Vertrauen in den spezifischen Sinn seines eigenen Lebens zu fassen und diesem in einer Weise zu dienen, dass dieser Sinn auch den andern zugute kommt. Ein Mensch, der seine Individuation (ein von Jung geprägter Ausdruck: das Sich-selber-Werden) ethisch verantwortlich lebt, ermutigt auch den andern Menschen, dies mit sich selber zu wagen. Dies kann die Welt zusammen-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

halten, ja hoffentlich sogar retten, und ist in einem höheren Sinne sozial, als wenn einer einfach eine Rolle spielt, ohne sie mit seinem wahren Wesen zu erfüllen. C. G. Jung gibt uns dafür durch sein eigenes Leben und Werk ein ermutigendes Beispiel.

Das Unbewusste als schöpferische Quelle

Ich glaube, es ist auch ein grosses Verdienst von C. G. Jung, dass er immer wieder zum Urlebendigen zurückging. Sigmund Freud hat das Unbewusste entdeckt, aber die Erweiterung und Vertiefung dieser Erkenntnis hin zur Auffassung des Unbewussten als schöpferische Quelle, als etwas, das mehr weiss als das Ich weiss, das war vornehmlich das Verdienst von C. G. Jung. Deshalb spricht er auch vom *objektiven Wissen der Psyche*.

Diese geistige Haltung und dieses Wesen C. G. Jungs habe ich schon als Knabe gespürt, ohne jedoch diesen Eindruck in Worte verdichten zu können. Natürlich ergaben sich aus meiner Verwandtschaft mit C. G. Jung auch grosse Probleme, aber das, was er mir schenkte, überwiegt bei weitem die Schwierigkeiten, die ich überwinden musste. Natürlich ist es nicht einfach, einen solchen Grossvater zu haben. Das wissen auch meine Verwandten. Ich glaube sagen zu dürfen, dass es jeder von ihnen schwerer und leichter zugleich hat. Ich musste mich zum Teil auch distanzieren, bis ich, ermutigt durch Marie-Louise von Franz, meine eigenen Sachen zu schreiben anfing. Von diesem Augenblick an konnte ich meine Verwandtschaft als zu meinem Schicksal gehörig akzeptieren. C. G. Jung hat mich auch nie dazu gedrängt, «in seinen Fussstapfen zu gehen»; für solche Eitelkeiten hatte er weder Kraft noch Zeit, so sehr nahm ihn seine eigene Aufgabe im Dienste der gefährdeten Seele des Menschen in der Not unserer Zeit in Anspruch. Man kann auch sagen: Weil er so mutig und unpopulär seinen eigenen Weg gegangen ist – er war ja sehr allein und wurde immer wieder angefeindet – ermutigt und unterstützt er den andern, der dies auch versucht.

Natürlich freute es C. G. Jung, dass ich mich für seine Wissenschaft interessierte und sich etwas Positives daraus ergab. Er hatte einen grossen Respekt vor der Persönlichkeit des andern. Ich bin ihm dafür zutiefst dankbar. Er sagte auch einmal, zum Glück sei er Jung und nicht ein Jungianer. Er wollte auch nie eine Schule gründen. Das wollten und machten andere. Als ihn einmal Dr. med. Franz Riklin, Präsident des Curatoriums des C.-G.-Jung-Instituts, der entfernt mit ihm verwandt war, fragte, wie er seine Psychologie, die eine solche des Individuums ist, mit der Tatsache vereinige, dass es ein C.-G.-Jung-Institut (als Schule mit ihren Regeln) gebe, antwortete er: «Das ist ein Paradoxon, welches du ertragen musst.» Woran ihm lag, das war, jemanden zu ermutigen, seinen eigenen schöpferischen Weg zu gehen, auch wenn dieser ganz anders war als sein eigener Weg. So unterstützte Jung auch Menschen, die eine ganz andere Richtung einschlugen als er selbst. Einen Spezialisten und späteren Professor der ETH, der auf seinem eigenen, naturwissenschaftlich-technischen Gebiet etwas leistete, unterstützte er auch in finanzieller Hinsicht.

Dieter Baumann, Alfred Egli